

Filmbetrachtung: Shutter Island

Norbert Mink

Was ist der Fall auf Shutter Island? Die schroffe Silhouette der Insel taucht in der Eingangssequenz von Martin Scorseses aktuellem Film bedrohlich aus dem Küstennebel Neuenglands auf: hier werden in den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts geistesranke Schwerverbrecher unter strenger Sicherheitsverwahrung psychiatrisch behandelt. Die beiden US-Marshalls Daniels und Aule setzen zu ihrem ersten gemeinsamen Einsatz über: eine der Patientinnen ist unbegreiflicherweise aus ihrer verschlossenen Zelle verschwunden – und muss nun gesucht werden.

Wir als Zuschauer wissen sofort: das muss ein klassischer Polizeifilm sein mit den nur zu bekannten Topoi: Verhöre, Lügen, Schlussfolgerungen.

Und doch fangen mit dieser Gewissheit die epistemologischen Probleme für den Protagonisten Daniels – und damit für uns – erst an. Denn auch auf Shutter Island ist die Welt nicht einfach da draußen vorhanden. Auch dort muss sie als Objekt eines subjektiven Erkenntnisaktes erst wahrnehmend konstituiert werden. Ein solches Ontieren der Welt kann kein primärer mentaler Eindruck als bloßer „Spiegel der Natur“ (Rorty) sein. Zwar lässt sich durchaus annehmen, dass die Welt in ihrem „Da-Sein“ außerhalb der Wahrnehmung eines Betrachters existiert – in ihrem „So-Sein“ ist sie nur vermöge einer subjektiven Begrifflichkeit überhaupt denkbar. Um aber zu einer (inneren) Vorstellung von den (äußeren) Objekten zu gelangen, müssen wir eine „Mein“-ung über unsere Umwelt einholen; eine solche Aneignung beruht auf hermeneutischem Diskriminieren und damit – ähnlich wie im Polizeifilm – immer auf den „Zeugenaussagen“ derer, die längst vor uns am Tatort waren. Intuitiv und im Normalfall beziehen wir dieses Dilemma in unser Selbstverständnis ein: die Welt ist für uns all das, was „der Fall“ ist als selbstevidentes Anerkenntnis der Existenz von Sach-Verhalten – also der unauflöselichen, je subjektiven Beziehung zwischen den uns umgebenden Objekten und unserer die wahrgenommene Umwelt erst erschaffenden Sicht. Dieser eher ahnende denn wissende Zugang – der uns wohlweislich von dem schweigen lässt, worüber wir aus Ermangelung von Begriffen nicht sprechen können – konstituiert das sich selbst gewisse Bewusstsein ebenso als einen Sach-Verhalt dadurch, dass über es von außen eine Aussage gemacht werden kann. Denn in diesem Sinn ist das erkennende Subjekt „die Grenze – und nicht ein Teil – der Welt“ (Wittgenstein *Tractatus logico-philosophicus* (TLP) 5.641) und konsekutiv macht es sich spiegelnd an dieser Grenze selbst „zum Objekt“ (TLP 5.631). Deshalb auch ist dem idealistischen „cogitans sum“ als Ursprung der Kenntnis unserer selbst das lacan'sche „Ich denke, wo ich nicht bin!“ entgegenzustellen. Zunächst ist das Subjekt immer die unbenannte Leerstelle zwischen den Objekten – ein Platzhalter für das Nichts.

So bleibt auch die Zelle der Verschwundenen leer – und wir erfahren, dass sie sich als Mörderin ihrer Kinder im Wahn zuvor schon schamvoll selbst aus dem Blick verloren hatte und so zum Objekt nur noch für die anderen wurde. Im Gefühl der Scham wird das selbstverständliche „Für-sich-Sein“ transformiert in ein „Für-andere-Sein“ (Sartre) im quälenden Eingeständnis, tatsächlich so (tadelnswert) zu sein, wie man in den Augen

des Betrachters glaubt dazustehen. Eine solche Selbst-Erkenntnis, die uns seit dem Biss in den Apfel immer erst nachträglich zum Feigenblatt greifen lässt, fördert in erträglichen Dosen über die Selbst-Objektivierung reifungsfördernd eine Individuation. Wer jedoch vor brennender Scham im Boden versinken will, identifiziert sich ganz mit dem tadelnden Blick des Objekts und verliert sich dabei als Subjekt zusehends selbst. Indem sich das Subjekt so im Gegenüber auflöst, wird zugleich seine Rede von den objektiven, ihm äußerlichen Erfahrungen kurzschlüssig gleichgesetzt mit deren subjektiven, vorgestellten Repräsentanten. Paranoia ist die unmittelbare Folge dieser Verschmelzung: die Aufhebung der intentionalen Ausrichtung des Subjekts auf „seine“ Welt setzt es der höchst bedrohlichen Gefahr aus, nun seinerseits von den Objekten überflutet und beherrscht zu werden.

Und wir spüren zunehmend: wir befinden uns in einem klassischen Verschwörungsfilm mit seinen sattsam bekannten Topoi: obskure Indizien, sinistre Vertuschungen, ungeheuerliche Mutmaßungen.

Daniels sucht auf der Insel bald auch nach Laeddis, dem seit zwei Jahren verschwundenen Mörder seiner Ehefrau. Dessen mysteriöser Verbleib scheint mehr und mehr mit den finsternen Machenschaften der psychiatrischen Einrichtung und ihres zwielichtigen Personals verknüpft zu sein. Die widersprüchliche Suche nach den verlorenen Objekten gestaltet sich umso verzweifelter, je spürbarer es wird, dass mit der Auflösung einer spiegelnden Selbst-Bestätigung am Anderen auch ein beunruhigender Verlust an Validierungsmöglichkeiten einer Handlungsethik einhergeht. Wenn man nämlich nicht davon ausgehen will, die verbindliche Erkenntnis von Gut und Böse sei subjektiv gottgegeben, dann muss eine Vorstellung (ethisch) richtigen Handelns ebenfalls aus der Begegnung mit der Welt (z.B. Lévinas) entstehen. Was moralisch der Fall sein soll, ist immer schon beinhaltet in dem, was der Fall ist. „Gut“ ist dann zwar ein Prädikat des Subjekts (und nicht des Objekts!), dies bleibt dabei jedoch in seiner Bedeutung für das Subjekt an eine Vermittelbarkeit – eine Mit-Teilbarkeit – eines als solchen wahrgenommenen Sachverhalts gegenüber einem Objekt gebunden. Geht dieses Gegenüber in der Schamreaktionen verloren – so, wie Daniels im Film sukzessive seine Objekte verliert –, dann bedeutet das zugleich teleologisch den Verlust einer verbindlichen präskriptiven Orientierung moralischen Verhaltens.

An dieser Stelle holt der Film weit aus: die Scham über die für sechs Millionen Ermordete zu späte Befreiung der Konzentrationslager am Ende des zweiten Weltkriegs lässt konsequent die Befreier ihrerseits – unter ihnen Daniels – Massaker an den gefangenen KZ-Aufsehern begehen. Das für die Kriegsgeneration kollektive Trauma, als Mensch ohne Ausnahme zu den Tätern zu gehören, sorgt in der beschämten Leugnung der eigenen Subjektivität dafür, dass gerade in der damit aufgehobenen objektalen Rückbindung ethische Maßstäbe ihren historisch-sozialen Rahmen verlieren. Das sezierende Wissenwollen, das paranoid an die Stelle der aufgegebenen Vermittelbarkeit zwischen Subjekt und Objekt tritt, löst aus den unerträglich scheinenden „Tatsachen“ (i.S. TLP 2.01) bloße Dinge heraus, die uns dann nichts mehr zu sagen haben. In einer positivistisch konzipierten Welt der Dinge werden künftig effiziente Techniken zum wertfreien Zweck ihrer selbst. Indem die Mittel – über die Suspendierung der Frage nach ihrer moralischen Dignität – mit den Zielen gleichgesetzt werden, geht es nur noch darum, Probleme erfolgreich zu lösen.

Jetzt erst erkennen wir: wir haben uns auf einen klassischen Psychothriller eingelassen mit seinen vertrauten Topoi: plötzliche Reverien, bizarre Rationalisierungen, Selbstkonfrontation.

Wir erfahren im Film, dass Daniels nicht nur bei der Befreiung des Lagers Dachau zu spät kam. In seiner dinglichen Sicht befangen, nimmt er die Wahnkrankheit seiner Ehefrau erst wahr, als sie die drei gemeinsamen

Kinder ertränkt. Um sich dieses Selbst zu entledigen, das so beschämend versagte, bringt Laeddis die geliebte Ehefrau um: „Daniels“ ist das selbsterschaffene Ersatzobjekt, das stattdessen überleben durfte.

Doch auch die Klinikärzte, die Laeddis seit zwei Jahren erfolglos behandeln, verdinglichen in ihrer Überzeugung von Normalität. In einem letzten, sorgsam konzipierten Experiment (das wir als Filmhandlung bis dahin mitverfolgen) versuchen sie, dass Daniels-Objekt auszutreiben und das Laeddis-Subjekt wiederauferstehen zu lassen. Dabei schaffen sie sich mit Macht rücksichtslos jene Welt, die ihrer „modernen“, naturwissenschaftlichen Vorstellung der Dinge entspricht. Sie verkennen, dass das, was der Fall ist, immer Ausdruck eines Verständigungsprozesses sein muss, um gemeinsam Bestand haben zu können.

So gelingt es in dramatischer Zuspitzung zwar, Daniels als Ersatzobjekt zu entlarven und Laeddis als wiedergefundenes Subjekt zu reinstallieren. Dabei ermöglicht es die professionelle Gewissheit den Psychiatern durchaus, ein Phantasma potenter Objektbeherrschung durch eine verdinglichende Sicht – „Daniels“ wird im Experiment regelrecht wegbuchstabiert – auch gegenüber den manifesten Misserfolgen ihrer Bemühungen zu behaupten, mit denen sie um ihre medizinische Auffassung davon kämpfen, was der Fall sein soll. Diese Gewissheit jedoch hindert sie zugleich daran, die eigene Position aus der Sicht des Gegenübers reflektieren zu können. Ein solch rekursives wechselseitiges Erkennen aber ist unabdingbare Voraussetzung einer empathischen Vermittlung, die erst Realität für alle Beteiligten verbindlich schafft. Freilich ist Sprache – und eine „buchstäblich“ verdinglichende Sprache allzumal! – ohnedies ein heikles Medium, um eine Vermittlung zwischen Subjekt und Objekt zu erreichen. Denn im Versuch der subjektiven Benennung verhindert sie nachdrücklich gerade das angestrebte Verständnis der Empfindungen des Gegenübers. Deshalb auch wird das Vermittelte zwischen Subjekt und Objekt nicht von außen durch Sprache gefasst, sondern stets von innen – durch das, was sich eben nicht sagen lässt (i.S. TLP 7). Und durch Mit-Leid, das zunächst immer das eigene Leid des Subjekts ist.

Da die Ärzte im Film jedoch mit einer Wiederherstellung derjenigen Realität, die ihrem Blick auf die Welt entspricht, den selbstgesteckten Auftrag erfolgreich abschließen, bleibt Laeddis mit der ihm unerträglichen seelischen Last erneut allein. Und erneut muss er das subjektive Erleben auslöschen, um seine Qual beenden zu können. „Was wäre schlimmer: als Monster zu leben, oder als guter Mann zu sterben?“ – mit seiner abschließenden rhetorischen Frage macht er anklagend deutlich, dass er ohne die Erfahrung eines vermittelnden Objektes seine Sicht auf das, was für ihn der Fall ist, nicht ändern konnte. Am nächsten Tag simuliert er einen Rückfall seiner „Realitätsverkennung“ und provoziert seine Ärzte damit zu der angedrohten Lobotomie, die nun dinglich und endgültig das Laeddis-Subjekt vernichten wird.

Das Echo der Zuschauer auf den Film fiel durchweg zwiespältig aus; das hängt wesentlich damit zusammen, dass Scorsese sein anspruchsvolles Thema glaubt, Schicht für Schicht entwickeln zu müssen. So wechselt die Filmerzählung kontinuierlich ihren Gegenstand – ohne dass die einzelnen Plots für sich alleine tragfähig wären. Dadurch entsteht im Zuschauer der Eindruck, mit – wenn auch handwerklich routiniert gemachten – Versatzstücken aus Genre-Filmen hingehalten zu werden, während sich ihm die eigentliche Geschichte immer wieder entzieht. Zwar spiegelt dies durchaus das Sujet des Films wieder, doch ebenso erschwert dieses „Vorbuchstabieren“ dem Zuschauer eine Vermittlung des filmischen Anliegens. Und das – wie wir gesehen haben – ist einer Erkenntnis immer abträglich.

Dr. med. Norbert Mink, Weilstr. 8, 65183 Wiesbaden
niedergelassener Psychoanalytiker, Lehrtherapeut und Supervisor